Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 18 (1957)

Artikel: Am Strassenrand um die Jahrhundertwende
Autor: Amber, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-718435

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am Strassenrand um die Jahrhundertwende

Robert Amberg, Ettiswil

Heute, wo nur noch von Stundenkilometern, Autobahnen und Motoren gesprochen und geschrieben wird, da der Mensch an jenem Wendepunkt angelangt ist, wo es sich entscheidet, ob er Herr oder Sklave der Technik werden will, gestatte ich mir einige Erinnerungen, die teilweise bis 60 Jahre zurückgehen, wachzurufen. Ferne sei mir, sozialen oder technischen Fortschritt herunter zu machen. Glücklichsein heisst zufrieden sein. Ob man es mit dem Tempo geworden ist, möge jeder selbst beurteilen.

Rossgeröll, Peitschenknall, Hü und Höö, Hüscht und Hott, Hufgeklapper und knirschendes Kies, das war der Strassenlärm vor 60 Jahren. Dreissig bis vierzig Kilometer weit gingen die Pferdefuhren. Waren solche Gespanne mit sechs schweren, auserlesensten Rappen einer jetzt noch bestbekannten Grossmühle keine Augenweide? Oder etwa die vier- und sechsspännigen Ochsenfuhren für kürzere Strecken? Im Winter nützte man den Schlittweg aus, der viel länger dauerte, bevor Auto und Asphalt kamen. Heute kommen etwa noch an Steigerungen reichverzierte Herrenschlitten zum Vorschein. Hei, war das ein Geklingel, wenn fast alltäglich Schlittenfahrten von Vereinen und Gesellschaften, oft mit Musik, vorbeizogen. Am belebtesten war die Strasse an Markttagen. Ausser den Schweinen wurde alles geführt, getrieben oder eingespannt.

Und nun zu den Zweibeinern. Nur Kranke und Gebrechliche, Krösusse, oder solche die es scheinen wollten, benützten die Postkutsche. Sonst ging alles auf Schusters Rappen. Man hatte Zeit. Wie beneideten wir Buben die seltenen, ersten Velofahrer, besonders wenn's bergab ging und die Pedalen zwischen den gespreizten Beinen kurbelten. Am Schütteln und Rattern beurteilten wir, ob's auf Pneumatik oder Vollgummi ging. «Fliehnd ewägg, es chond e Dampfscheese», rief der Lehrer, wenn während der Schulpause einmal ein Auto vorbeirumpelte. Doch genug von all dem, was den nunmehrigen AHV-Rentnern und den nächsten Aspiranten noch gut in Erinnerung ist.

Was die Poesie des Wanderns ausmachte und in etlichen Liedern noch heute besungen wird, das waren die Handwerksburschen und das fahrende

Volk. Manches Wanderbuch späterer ehrbarer Meister ist Zeuge jener Zeit, da der Handwerker nach der Lehrzeit seine Berufskenntnisse in zwei oder drei Wanderjahren erweiterte. Viele Wanderburschen waren Deutsche. Alle erkannte man am Felleisen, einer brotsackartigen Seitentasche. Es war Ehrenpflicht jedes Meisters, ihnen Arbeit oder einen Zehrpfennig zu geben. Viele gab es, die meistens nur vom Letztern lebten.

Den herumziehenden Handwerkern, den gewesenen Berufen, den Originalen der Strassen und Wege seien meine Zeilen besonders gewidmet. Fast unglaublich mag es der heutigen Generation vorkommen, wie noch um die Jahrhundertwende so viele Leute ihr Handwerksgeschirr samt allem Hab und Gut im Felleisen oder auf irgend einem zwei- oder vierrädrigen Gefährt mitnahmen. Ihre Heimat war im Sommer Mutter Grün, bei Regen irgend ein Dach, im Winter der Viehstall. Einen Uebernächtler fortzuschicken, galt bei vielen Bauern als Rohheit, die Unglück in den Stall bringe. Freilich gab es Leute darunter, denen wegen körperlicher Gebrechen das Herumziehen und irgendwelcher Verdienst die letzte Station vor der Armenanstalt bedeutete. Dem grossen Teil aber war das Wanderleben im Blut. Diese Leute nahmen alles von der leichten Seite. Ein fester Wohnsitz wäre ihnen wie ein Zuchthaus vorgekommen. Dass Blinde und Krüppel mit einer Drehorgel ihr Brot verdienten, geht gar nicht weit zurück. Auch so ein armer Tropf war der «Bumetöniadolf», der zeitlebens bei einem gutherzigen Bauern ein Zimmer bewohnte. Einseitig gelähmt, konnte er dennoch die Kirchenorgel treten. Daneben war er «Beckibüetzer» denn damals war in Bauernküchen das Tongeschirr noch Trumpf. Mit der gesunden Hand hielt er die Stücke zusammen, mit der lahmen bohrte er mit einem «Hurrlibbuss» die Löcher und mit Gips und Draht flickte er die Scherben zusammen. Pro Haft berechnete er zwei oder drei Rappen. Wurde dann seine «Rechnung» etwa auf ein «Fünfbätzi» aufgerundet, überschlug sich seine etwas krächzende Stimme beim Danken. Immer zufrieden und solid, war er überall geachtet.

Zwei weitere Handwerker sind mir nur noch dunkel im Gedächtnis. Ich hörte nur noch von den zwei Kauzen reden, kannte sie aber nicht mehr. Einer war der «Ammeremählseppali», der von Haus zu Haus zog und aus rohen Kartoffeln das zum Glätten nötige Stärkemehl fabrizierte. Er muss ziemlich alt gewesen sein, denn nach dem fünften Ehebund habe er sich bei uns beklagt, er sei «die Cheri nid gfellig» (glücklich) gewesen beim Heiraten. Der Zweite, der «Hornbutzer», verjüngte mit Säge, Messer und Schaber die Ochsen- und Kuhhörner. Weil er niemandem die Antwort schuldig blieb, wurde er überall gefoppt. So wollten es im «Mohren» zu Willisau drei Advokaten mit ihm aufnehmen. Einer tätschelte ihm den gewaltigen Kropf und fragte, was er eigentlich darin habe. «Au es Orgali, wenn d'mer is F.... blosischt, so gohts», lautete der Bescheid. Von aller

Jugend als böses Weib gefürchtet, aber desto mehr auf Distanz geplagt, wurde das «Gutterehorri». In einem Kinderwagen — ohne Kugellager — schob es seine Fahrhabe und flocht mit Stroh die Flaschen ein. In den alten Backöfen und steinernen Herden waren die Schwabenkäfer daheim. Ein alter, grosser Mann kam von Zeit zu Zeit, kroch unter den Ofen und strich eine grüne Flüssigkeit in die Fugen und Ritzen. Er war nur unter dem Namen «Schwabenvergifter» bekannt. Ebenso regelmässig kam der «Dachanzeichner» Wüest, nebenamtlich Verseschmied und Witzbold. Sein Werkzeug war ein Zündhölzchen. Mit diesem zeichnete er in Bronce die Namen in die Regenschirme, die damals noch schwarz waren. Was müsste er jetzt für Verse schmieden und wie viele Farbengütterli nachtragen, um den modern gewordenen Farbenmustern dieser Objekte der Vergesslichkeit gerecht zu werden? Ebenfalls brotlos würde der Säuringler, im Volksmund «Mooreriter» genannt. Mit seinem Felleisen, zuletzt am Stock hinkend, kam der alte, gutmütige, grosse Mann daher und erzählte von seinen Erlebnissen als holländischer Legionär. Doch nicht deswegen war er der oft heiss ersehnte Mann. In den hölzernen, meistens morschen Schweineställen rumorten die Borstentiere mit Rüssel und Zähnen. Man glaubte noch nicht an Futtermangel, da half nur der «Mooreriter». «Individuell» fertigte er die Ringe an. Ein Strick wurde hinter den Hauern durch das Maul gezogen und befestigt, und im Nu zierten zwei Nasenringe die schreienden Wühler. Im Winter suchte auch das Schabzigermandli seine Ware loszuwerden. Nur einmal haben wir gekauft, die Tischschublade stank noch lange davon. Bevor die Damenröcke knöchel-, geschweige denn kniefrei waren, stand der «Schnüerbueb» beim zarten Geschlecht in hohem Ansehen. Von Hand gemessen, per Elle, immer gutes Mass, mit Schmeicheleien und Witzen begleitet, verhausierte er Einfasschnüre für Schlepprocke und Schürzenbändel. Noch bis in die 20er Jahre schlarpte der «Charisalber» aus dem untern Seetal daher. Zuletzt hat er mit Wagenfett nur noch hausiert, früher wurde dieses an Ort und Stelle von ihm fabriziert. Er zog das unglaublichste Gefährt, das ich ausser der Fastnacht gesehen. 2 Tannenbretter, eine tannene Achse, aussen 2 Nägel, darauf eine Kiste und ein Stecken als Deichsel. Wer den ganzen «Charisalber» in Holzschuhen samt Gefährt, Gewand und Stoppelbart gesehen und gerochen, dem durfte man guten Appetit wünschen. Am meisten Sympathie bei allen Bauernbuben fand doch der jeweils im Frühherbst durchmarschierende Schellenträger. Der flotte Mann mit Burgunderbluse trug über beide Schultern Kuhglocken, die bei jedem Schritt den Takt gaben. Das gab ein Bitten und Müden beim Vater, so eine Kuhglocke zu kaufen und bei Erhörung ein Peitschenknallen beim Hüten. Auch mit andern, heute unbekannten Sachen wurde hausiert. So verkaufte ein altes Männlein Peitschenstöcke aus Reckholder, das Stück um einen oder zwei Batzen. Das «Leinfraueli» suchte mit einem Kinderwagen

Abnehmer für seine Leinballen. Dieser «Lein» (reiner Ton) wurde für Umschläge gebraucht.

Noch steht hin und wieder ein Zeltwagen am altbekannten Platz, bewohnt und umgeben von Korbern und Alleskönnern samt Kind und Kegel, aber nie ohne bissigen Köter. Der Draht hat ja die Weidenkörbe und Zeinen fast ganz verdrängt. Kesselflicken rentiert nicht mehr. Zu den wenigen Schritten der heutigen Menschheit braucht es weniger Schirme. Wer weiss, ob bald der letzte «Chachaliwagen» motorisiert wird? Aber dann ist die Poesie des fahrenden Volkes dahin.

Einer, der sich in unserer so «verdrahteten» Welt kaum mit geschliffenen Worten zurechtfinden würde, ruht nun schon über drei Jahrzehnte auf dem idyllischen Friedhof zu Sankt Blasius im Burgrain. Es ist der «Wädaliseppi», Korber und Alleskönner, hauptamtlich aber Weihwasserwedelmacher. Seine stechenden Augen, der schwarze Schnurrbart, sein forsches Auftreten mit der schnauzigen Stimme, prägten ihn zu einem Wesen, vor dem angstvolle Leute Hühnerhaut bekamen. Wenn der Storch auf dem Pappelhorst über blumigen, schillernden Wässermatten seiner Allerliebsten das Hochzeitslied klapperte, in grünenden Hecken der Schwarzdorn blühte, war auch für den Seppi die Zeit da, wo er mit keinem Fürsten tauschte. Da tauchte er aus irgend einer Hecke oder am Waldrand auf, ein Bürdeli Pfaffenkäppli-Stecken (Spindelbaum) in seine Arbeitsschürze eingewickelt. Bei schönem Wetter an einem Bord, bei Regenwetter in irgend einem Schuppen, war er bald im Tun. Sein Taschentuch band er über das Knie. Zwischen diesem und dem Taschenmesser zog er die grünen Stecklein mit unglaublicher Fertigkeit durch. In wenigen Minuten war ein Wedel fertig. Es gab nur zwei Grössen. Die Kleinen waren für die Gräber, für die Kirche gab es die Grossen. Nun gings ans Hausieren, er kannte seine Kundschaft. In Läden, besonders auch in Bauernküchen, wo es ein «Brämenöl» oder ein «Güg s» (heute Apéritif) gab, war er weitherum bekannt. Auch besonders gut war er in Pfarrhöfen und am besten bei den Pfarrköchinnen, mit mehr oder weniger Haar an den Zähnen, auf dem Laufenden.

Etwas weniger romantisch gestaltete sich sein Wanderleben im Winter. So klopfte er an einem bitterkalten Dezemberabend an unsere Küchentüre und fragte ums Uebernachten im Stall. Meine Mutter hatte Erbarmen mit ihm und stellte ihm Lebkuchen auf. Sein Stolz liess ihn nicht zugreifen. Erst auf Geheiss fragte er staunend: «Jää, ischt das für mich?» Bald wurde der sonst so wortkarge Seppi gesprächig und erzählte von seinen Erlebnissen. Mit der Polizei stand er nie auf gutem Fuss, obwohl er ehrlich und ganz harmlos war. Aber eben, die jungen Draufgänger, die ihn nicht kannten, waren ihm stets wegen dem Hausiererpatent auf den Fersen. So wurde er einmal im Freiamt nach Baden aufs Amt geführt. Ueblicher Empfang eines schnauzigen Wachtmeisters. — Name, Vorname, Beruf? —

«Wädalimacher», schnurrte der Seppi. Ohä! Da war die gestrenge Obrigkeit nach einem halbstündigen Blättern in einem dicken Berufsregister am Hag. «Gälid, das hend die Ch.... z'Bärn obe nid gwüsst, as Wädele e Bruef ischt», grinste Seppi beim Abtreten.

Ich weiss nicht mehr, aus was für einem Grund er irgendwo einen Pfarrer nicht leiden mochte. Wie dieser am Sonntag beim Weihwasserausteilen hinter den Kindern, bei den Kirchenratsbänken, zu einem etwas kräftigen Schwung ausholte, landete die Quaste auf einem neuen Hut, denn der Seppi hatte hart unter dem «Buscher» einen verborgenen Schnitt gemacht. Wer sanfter errötete, die hübsche Frau Kirchenrat mit dem nassen Hut, oder der Herr Pfarrer mit dem leeren Stab, hat der Seppi nicht festgestellt. Nur war's ihm leid, dass ausgerechnet die Frau Kirchenrat, bei der er so manch' gutes Gläschen genehmigt, das Opfer wurde.